

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 81 (2001)
Heft: 12-1

Buchbesprechung: Die Tochter [Maxim Biller]

Autor: Moritz, Rainer

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fremden auf eine Umgebung (...), in der es ihm nicht gelungen ist, heimisch zu werden. Sicher, man muss, die Liste der Bestseller beweist es, nicht immer ums Eigene kreisen – dann aber will man es meistens etwas beschaulicher und tourismuskompatibler, und damit kann Biller nun wirklich nicht dienen. Er habe als Kind gern «Doktor Dolittle» gelesen, sagt Biller, denn dieser Doktor habe verstanden, «was Hunde und Katzen sagten, obwohl das gar nicht ging». Und weiter: «Später wurde ich selbst Doktor Dolittle und die Deutschen wurden meine Hunde und Katzen.» Zugleich wurden sie seine Leser – und da liegt das Problem. Nun aber scheint sich das alles zu ändern, seit Maxim Billers erster Roman vorliegt, auch wenn die Urteile darüber

naturgemäß weit auseinander liegen. Dass der Ruhm des Literaten Maxim Biller durch «Die Tochter» zu Recht weiter anwachsen wird, lässt sich absehen. Womöglich wird er irgendwann sogar als einer der letzten wahren Moralisten geschätzt werden. Doch das ist eine andere Geschichte. ♦

Lieferbare Bücher von Maxim Biller

Wenn ich einmal reich und tot bin. Erzählungen. Köln 1990 (Kiepenheuer & Witsch). Auch: München 2000 (dtv).

Die Tempojahre. München 1992 (dtv).

Land der Väter und Verräter. Erzählungen. Köln 1994 (Kiepenheuer & Witsch). Auch: München 1997 (dtv).

Harlem Holocaust. Erzählung. Nachwort von Gustav Seibt. Köln 1998 (Kiepenheuer & Witsch).

Die Tochter. Roman. Köln 2000 (Kiepenheuer & Witsch).

ALLES IMMER NUR KRIEG

Maxim Billers risikofreudiger Roman «Die Tochter»

Wer austeilt, muss auch einstecken. Diese einfache Regel gilt auch für den Schriftsteller Maxim Biller. Seit vielen Jahren tut er sich als «enfant terrible» der Medienwelt hervor, das ohne Scheu vor dem politisch korrekten Mainstream mit provozierenden Thesen die öffentliche Meinungsszene aufzumischen sucht. Immer wieder gerne schmäht er Schriftstellerkollegen, denen er nachsagte, ihre Hervorbringungen seien so «sinnlich wie der Stadtplan von Kiel».

Nach mehreren Erzählbänden liegt mit «Die Tochter»¹ nun Billers erster Roman vor, ein – um es vorwegzunehmen – ausuferndes, massloses, überambitioniertes und doch ungemein beeindruckendes Werk, das den selten gewordenen Mut zur grossangelegten Gesellschaftsreflexion aufweist. Motti, wie der Protagonist genannt wird, durchlebt rund fünfzehn Jahre bundesrepublikanischen Lebens, als er die Traumata des Libanon-Kriegs 1982 und seine Heimat Israel hinter sich lassen will und, eher zufällig, in München sesshaft wird. Er heiratet Sofie, eine Deutsche, die das Unglück anzuziehen scheint: Ihre Karriere an der Universität scheitert ebenso wie ihre Dissertation, und auch als Assistentin in einem Buchverlag ist sie den Intrigen (so zumindest ihr Blick) der Kollegen nicht gewachsen. Nurit, die gemeinsame Tochter,

wächst als stummes, introvertiertes Kind auf, das alsbald zum Objekt einer väterlichen Liebesobsession wird. Wie nicht anders zu erwarten, geht die Ehe in die Brüche; Nurit, so scheint es, bleibt bei ihrer Mutter, während sich Motti als Grossstadtsingle durchschlägt. Mal eröffnet er einen (unrentablen) Jeansladen, mal arbeitet er für den Sicherheitsdienst der jüdischen Gemeinde, und zuletzt weist er, ohne innere Überzeugung, unbefriedigte Frauen, die «in Wahrheit nur ihre Spuren in die Vergangenheit verwischen» wollen, in die Geheimnisse der Thora ein.

So, vielleicht, liesse sich der Rahmen des Romans beschreiben – wären da nicht jene zahlreichen Widerhaken, mit denen Biller die Sicherheit des Erzählten laufend in Frage stellt. So suggerieren etwa die Eingangs- und die Schlusszene, dass Motis Rückblicke als ein einziger Sonntag-

Rainer Moritz,
geboren 1958 in Heilbronn, Studium der Germanistik, Philosophie und Romanistik. Promotion. Seit 1998 Leiter des Hoffmann und Campe Verlags in Hamburg. Essayist und Kritiker, u.a. für «Neue Zürcher Zeitung», «Rheinischer Merkur», «Frankfurter Rundschau». Zahlreiche Buchpublikationen, zuletzt «Maulhelden und Königskinder. Zur Debatte über die deutschsprachige Gegenwartsliteratur» (Hg. mit Andrea Köhler, Leipzig 1998); «Das FrauenMännerUnterscheidungsBuch», C. H. Beck, München 1999 und «Schlager», dtv, München 2000.

¹ Maxim Biller, *Die Tochter*. Roman. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2000.

nachmittagstraum zu verstehen sind, ausgelöst durch ein Pornovideo, auf dem Motti meint, seine (längst verstorbene?) Tochter als Hauptdarstellerin wiederzuerkennen.

«Die Tochter» macht es dem Leser nicht leicht. Der Roman wird, wie sich erst nach und nach herausstellt, aus der Ich-Perspektive eines Freundes erzählt. Mottis Biographie ist die Geschichte eines Verfalls, einer schizophrenen Erkrankung, in deren Verlauf Motti seiner Erinnerungen nicht mehr sicher ist, Allmachtsphantasien («... er war der Bezwinger der Lüge und der Herr der Wahrheit») hat und die Realität von seinen Einbildungen nicht mehr zu trennen vermag. Der Text nimmt diese Krankheit ernst und überträgt die Verwirrung seines Helden konsequent auf die Erzählkonzeption. Manche Kritiker, die sich in den letzten Monaten der «Tochter» annahmen, wollten dem nicht folgen und warfen dem Roman vor, nach dem ersten Viertel aus den Fugen zu geraten – eine Einschätzung, die vergisst, wie konsequent Biller seinen Text konstruiert, bis hinein in die Epiphanien des Schlusses, als er Vater und Tochter in den Himmel aufsteigen lässt. Natürlich mutet Biller seinen Lesern vor allem im Mittelteil manches an Ab- und Ausschweifungen zu, doch wer Mottis Leiden – an seiner Ehe, an seinen beiden Ländern Deutschland und Israel – begreifen will, muss auch sehen, dass dieses Leiden kein lineares Erzählen verträgt. Anders gesagt: Die fliessenden Konturen des Erzählten spiegeln die Gedanken- und Erinnerungssprünge, die den Protagonisten quälen.

Maxim Biller hat viel hineingepackt in seinen Romanerstling. Da findet sich geballte Kritik an der Egozentrik der deutschen Gesellschaft («... jeder dachte nur über sich selbst nach»), und da flieht Motti vor Israel, das er nicht mehr erträgt, «weil hier alles immer nur Krieg war, echter und falscher Krieg». Motti ist nirgendwo zu Hause, droht zugrunde zu gehen an einem Leben, das ihn zu einem Ausgestossenen macht, der freilich weiß, wie sehr auch die eigenen Irrtümer seine Situation bedingen. Wo die Gegenwart kein Refugium bietet, erwacht schnell die Sehnsucht nach dem überschaubar scheinenden Gestern – so auch hier: Zu den gelungensten Episoden dieses Romans zählen die sparsam

Billers
Vergangenheits-
beschwörungen
verklären nichts
und machen
dennoch die
Begierde spürbar
nach einer Welt,
die nicht nur
Verlust kennt.

kolorierten Bildern einer Kindheit in Israel. Hier brilliert der Erzähler Biller, denn seine Vergangenheitsbeschwörungen erklären nichts und machen dennoch die Begierde spürbar nach einer Welt, die nicht nur Verlust kennt. Von daher nährt sich auch Mottis Wunsch, mit seiner Tochter nach Israel zu reisen – beseelt von der verwegenen Hoffnung, sie möge dort «endlich zu sich» finden. Und in der Tat: Motti erlebt dort, wie Nurit bei einer Delphinshow aus ihrem Angstpanzer ausbricht und, für einen Moment lang, eine neue Existenz zu beginnen scheint: «Dann endlich liess sich Nurit ins Wasser fallen, sie legte ihre Arme um Talis Hals, und sie schwammen los (...) Sie schwammen zunächst ein Stück hinaus aufs offene Meer, und obwohl sie sich nur langsam, fast unmerklich vom Ufer fortbewegten – ähnlich dem scheinbar stillstehenden Minutenzeiger einer Uhr –, umschloss eine solche Wehmut Mottis Herz, als verschwänden sie gleich für immer hinter dem Horizont.»

Viel Rühmendes und Tadelndes liesse sich über diesen Roman noch sagen. Über seine Manie der Wiederholung etwa, die meint, die psychische Verstörung des Helden immer wieder in anderen Bildern einfangen zu müssen. Oder über die – zumindest kühne – Konstruktion, die den Ich-Erzähler erst spät hervortreten und ihn dann wenig überzeugend über seinen Schreibprozess nachsinnen lässt («Ich sitze schon sehr lange daran, so lange, wie ich sonst nie für eine Geschichte gebraucht habe»). Und nicht zuletzt darüber, wie stimmig Biller die so unterschiedlichen Lebensschicksale der Eltern und Schwiegereltern Mottis ausbreitet. Einzelne Szenen – die Essensrituale bei trockener Ente und Rotkraut in Sofies Elternhaus – spiegeln gesellschaftliche und psychische Deformationen eindrücklicher wider als viele Traktate, die in der Vergangenheit von Therapeuten oder Soziologen über bürgerliche Verdrängungsmechanismen zu Papier gebracht wurden.

Kurzum, Maxim Biller hat einen grossen, sperrigen Roman geschrieben, der weder Pop noch Trash liefert, der, dankenswerterweise, nicht im modisch gewordenen Berlin spielt und der auf listig-vertrackte Weise viel über unsere achtziger und neunziger Jahre erzählt. ♦